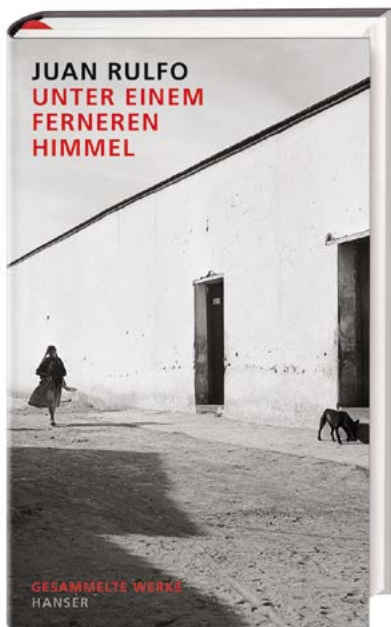


Leseprobe aus:
Juan Rulfo
Unter einem fernerem Himmel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



JUAN RULFO

UNTER EINEM
FERNEREN HIMMEL

Gesammelte Werke

Aus dem Spanischen
von Dagmar Ploetz

Kommentiert und
mit einem Nachwort
von Benjamin Loy

Hanser

Die mexikanischen Originalausgaben erschienen erstmals:
El Llano en llamas 1953 bei Fondo de Cultura Económica
in Mexiko-Stadt, *Pedro Páramo* 1955 bei Fondo de Cultura
Económica in Mexiko-Stadt und *El gallo de oro y otros relatos*
1980 bei Ediciones Era in Mexiko-Stadt.

Der Dank der Übersetzerin
für Anregungen und Hinweise gilt Bärbel Flad.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-27092-3

EL LLANO EN LLAMAS:

© Juan Rulfo, 1953, and Heirs of Juan Rulfo.

PEDRO PÁRAMO: © Juan Rulfo, 1955, and Heirs of Juan Rulfo.

EL GALLO DE ORO Y OTROS RELATOS:

© Juan Rulfo, 2010, 2016, and Heirs of Juan Rulfo.

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © Muchacha y niña en una calle de Mexicaltzingo,

Estado de México, c. 1960.

Fotografía de Juan Rulfo, propiedad de la Sra. Clara Aparicio
de Rulfo. Se reproduce con su autorización.

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

UNTER EINEM
FERNEREN HIMMEL

DER LLANO
IN FLAMMEN

Für Clara

MAN HAT UNS LAND GEGEBEN

Nach so vielen Stunden des Gehens, ohne Schatten zu finden, kein Baum, kein einziger Trieb, keinerlei Wurzel, ist das Gebell von Hunden zu hören.

Zuweilen hat man auf diesem uferlosen Weg geglaubt, dass es danach nichts gäbe; dass nichts auf der anderen Seite zu finden wäre, am Ende dieser von Rissen und trockenen Bächen gespaltenen Ebene. Aber doch, es gibt etwas. Es gibt ein Dorf. Man hört die Hunde bellen, man spürt in der Luft den Geruch des Rauches und man schmeckt diesem Geruch von Menschen nach, als wäre da Hoffnung.

Aber das Dorf ist noch weit weg. Es ist der Wind, der es nahebringt.

Wir sind seit dem Morgengrauen gelaufen, jetzt müsste es ungefähr vier Uhr nachmittags sein. Jemand schaut zum Himmel auf, hebt die Augen der dort hängenden Sonne entgegen und sagt:

»Müsste jetzt etwa vier Uhr nachmittags sein.«

Dieser Jemand ist Melitón. Mit ihm zusammen gehen wir, Faustino, Esteban und ich. Wir sind vier. Ich zähle, zwei vorne, zwei andere hinten. Ich schaue weiter zurück und sehe niemanden. Da sage ich mir, ›Wir sind vier‹. Vor einiger Zeit, so gegen elf, waren wir mehr als zwanzig; aber nach und nach haben sie sich abgesetzt, bis nur noch dieser Kern geblieben ist, der wir sind.

Faustino sagt: »Es könnte Regen geben.«

Alle heben wir das Gesicht und schauen auf eine Wolke, die schwarz und schwer über unsere Köpfe zieht. Und denken: ›Könnte sein.‹

Wir sagen nicht, was wir denken. Schon seit langem ist uns die Lust am Sprechen vergangen. Sie ist uns in der Hitze vergangen. Woanders würde man durchaus gern reden, aber hier macht es Mühe. Redet man hier, werden die Worte von der Hitze draußen heiß im Mund und trocknen einem auf der Zunge aus, bis sie im Keuchen vergehen.

So ist es hier eben. Deshalb kommt keiner darauf zu reden.

Ein Wassertropfen fällt, groß, dick, und hinterlässt ein Loch im Boden und einen Erdbrei, wie vom Spucken. Er fällt allein. Wir warten darauf, dass weitere fallen. Es regnet nicht. Schaut man jetzt zum Himmel, sieht man die Regenwolke eilig davonziehen. Der Wind vom Dorf bedrängt sie und schiebt sie gegen den blauen Schatten der Berge. Und den irrtümlich gefallen Tropfen frisst die Erde, und ihr Durst lässt ihn verschwinden.

Wer zum Teufel hat diesen Llano wohl so groß gemacht? Für was ist er gut, he?

Wir gehen wieder. Wir waren stehengeblieben, um den Regen zu sehen. Es gab keinen Regen. Jetzt gehen wir weiter. Und mir kommt der Gedanke, dass wir länger gegangen sind, als wir unterwegs sind. So ein Gedanke kommt mir. Hätte es geregnet, kämen mir vielleicht andere Gedanken. Dabei weiß ich, seit meiner Kindheit hab ich es nie auf dem Llano regnen sehen, also richtig regnen.

Nein, der Llano ist zu nichts gut. Es gibt weder Kaninchen noch Vögel. Es gibt nichts. Mal abgesehen von ein paar dürrftigen Akazien und dem einen oder anderen Fleckchen

strohigen Unkrauts mit eingerollten Blättern; davon abgesehen ist da nichts.

Und hier sind wir unterwegs. Alle vier zu Fuß. Davor ritten wir auf Pferden und hatten einen Karabiner umgehängt. Jetzt haben wir nicht einmal mehr den Karabiner.

Ich habe immer gedacht, dass sie gut daran taten, uns den Karabiner abzunehmen. In dieser Gegend ist es gefährlich, bewaffnet zu sein. Man wird ohne Warnung getötet, wenn man die ganze Zeit mit dem »30er« am Riemen gesehen wird. Aber das mit den Pferden ist eine andere Sache. Wären wir zu Pferd unterwegs, hätten wir schon vom grünen Wasser des Flusses gekostet und unsere Mägen durch die Dorfstraßen spazieren geführt, um das Essen sacken zu lassen. Das hätten wir schon getan, hätten wir all die Pferde gehabt, die wir hatten. Aber mit den Karabinern haben sie uns auch die Pferde weggenommen.

Ich wende mich nach allen Seiten und betrachte den Llano. So viel Land, so groß, für nichts und wieder nichts. Der Blick rutscht ab, er findet nichts, was ihn aufhalten könnte. Nur ein paar Eidechsen strecken den Kopf aus ihren Löchern, und wenn sie dann die Brandhitze der Sonne spüren, eilen sie, sich im kleinen Schatten eines Steines zu verbergen. Aber wir, wenn wir dann hier arbeiten müssen, wie sollen wir uns von der Sonne abkühlen, he? Denn sie haben uns diesen krustigen Boden überlassen, damit wir etwas anbauen.

Sie sagten uns: »Von hier bis zum Dorf, alles für euch.«

Wir fragten: »Der Llano?«

»Ja, die Ebene. Der ganze Llano Grande.«

Wir muckten auf, sagten, dass wir den Llano nicht wollten. Dass wir das Land am Fluss haben wollten. Jenseits des

Flusses, bei den Auen, wo diese Bäume stehen, die man Kasuarinen nennt, wo Grasland ist und gute Erde. Nicht diese harte Kuhhaut, die man den Llano nennt.

Aber man ließ uns nicht reden. Der Delegierte war nicht gekommen, um sich mit uns zu unterhalten. Er gab uns die Papiere in die Hand und sagte:

»Bekommt keinen Schreck, weil so viel Grund ganz allein für euch ist.«

»Aber der Llano, Herr Delegierter ...«

»Das sind abertausende Tagwerk.«

»Aber es gibt kein Wasser. Nicht mal um den Mund zu spülen, gibt es Wasser.«

»Und die Unwetter? Niemand hat euch gesagt, dass ihr bewässertes Land bekommt. Sobald es dort regnet, schießt der Mais in die Höhe.«

»Aber, Herr Delegierter, der Boden ist ausgewaschen, hart. Wir glauben nicht, dass der Pflug in diese Erde eindringen kann, der Llano ist doch wie ein Steinbruch. Man müsste mit der Hacke Löcher schlagen, um die Saat auszubringen, und nicht einmal so ist sicher, dass etwas wächst; weder Mais noch sonst was.«

»Das müsst ihr schriftlich vorbringen. Und jetzt verschwindet. Ihr müsst das Latifundium in Angriff nehmen, nicht die Regierung angreifen, die euch das Land gibt.«

»Warten Sie, Herr Delegierter. Wir haben nichts gegen die Regierung gesagt. Nur gegen den Llano ... Wo nichts zu machen ist, ist nichts zu machen. Das haben wir gesagt ... Warten Sie, damit wir es Ihnen erklären. Lassen Sie uns da weitermachen, wo wir stehengeblieben waren ...«

Aber er wollte uns nicht hören.

So haben sie uns dieses Land gegeben. Und auf diesem erhitzten Comal, dieser Herdplatte, sollen wir Samen von irgendwas aussäen, mal sehen, ob etwas keimt und sich vom Boden erhebt. Aber nichts wird sich von hier erheben. Nicht einmal die Geier. Dann und wann sind sie sehr weit oben zu sehen, sie fliegen rasend schnell; versuchen, so rasch wie möglich dieses weiße, erstarrte Erdreich hinter sich zu lassen, wo sich nichts bewegt und man wie zurückweichend geht.

Melitón sagt: »Dies ist das Land, das sie uns gegeben haben.«

Faustino sagt: »Was?«

Ich sage nichts. Ich denke: »Melitón ist nicht bei Trost. Es muss die Hitze sein, die ihn so sprechen lässt. Die Hitze, die durch den Sombrero hindurch in seinem Kopf glüht. Und wenn nicht, warum sagt er dann, was er sagt? Was für Erde haben sie uns gegeben, Melitón? Hier gibt es nicht einmal das kleine bisschen davon, das der Wind bräuchte, um Staubwirbel zu spielen.«

Melitón hebt wieder an: »Für etwas wird es gut sein. Und sei es nur, um Stuten laufen zu lassen.«

»Was für Stuten?«, fragt ihn Esteban.

Ich hatte mir Esteban nie so richtig angeschaut. Jetzt, da er spricht, schaue ich ihn mir an. Er trägt eine Jacke, die ihm bis zum Nabel reicht, und unter der Jacke streckt so etwas wie ein Huhn den Kopf hervor.

Tatsächlich, es ist eine rote Henne, die unter Estebans Jacke steckt. Man sieht die schläfrigen Augen und den offenen Schnabel, als gähne sie. Ich frage ihn:

»Hör mal, Teban, wo hast du das Huhn geklaut?«

»Es gehört mir«, sagt er.

»Davor hattest du es nicht dabei. Wo hast du es gekauft, sag schon?«

»Ich hab es nicht gekauft, es ist das Huhn aus meinem Stall.«

»Dann hast du es als Proviant mitgebracht, oder?«

»Nein, ich hab es mitgebracht, um es zu versorgen. Mein Haus ist allein zurückgeblieben, da ist keiner, der das Huhn füttern könnte; deshalb habe ich es mitgebracht. Immer wenn ich weit weggehe, schleppe ich es mit.«

»Wenn du es da so versteckst, wird es noch ersticken. Lass es lieber an die Luft.«

Er legt es sich unter dem Arm zurecht und bläst es mit der heißen Luft aus seinem Mund an. Dann sagt er: »Gleich sind wir an der Uferböschung.«

Ich höre nicht mehr, was Esteban noch sagt. Wir haben uns in eine Reihe gestellt, um den Abhang hinabzuklettern, und er geht einfach voraus. Man sieht, er hat das Huhn an den Beinen gepackt und schwingt es immer wieder von sich weg, damit der Kopf nicht gegen die Steine schlägt.

Je weiter wir hinunterkommen, desto besser wird die Erde. Wir wirbeln Staub auf, als wären wir eine kleine Maultierherde, die da runterkommt; aber uns gefällt es, staubig zu werden. Es gefällt uns. Nachdem wir elf Stunden lang den harten Llano unter den Füßen hatten, fühlen wir uns nun sehr wohl, eingehüllt in dieses Zeugs, das um uns herumfliegt und nach Erde schmeckt.

Über den Fluss, über die grünen Kronen der Kasuarinen fliegen Schwärme von grünen Tschatschalakas. Auch das gefällt uns.

Jetzt ist das Bellen der Hunde zu hören, hier, gleich neben uns, und das ist so, weil der Wind, der vom Dorf kommt,

an die Uferböschung schlägt und sie mit all seinen Geräuschen füllt.

Esteban hat wieder sein Huhn unter dem Arm, als wir die ersten Häuser erreichen. Er bindet ihm die Beine los, damit es sie strecken kann, und dann verschwinden er und sein Huhn hinter einem der Mesquitebäume.

»Ich lass mich hier nieder!«, sagt uns Esteban.

Wir gehen weiter, weiter ins Dorf hinein.

Das Land, das sie uns gegeben haben, liegt dort oben.

DIE CUESTA DE LAS COMADRES

Die verstorbenen Torricos waren mir immer gute Freunde. Vielleicht wurden sie in Zapotlán nicht gemocht, aber was mich angeht, waren sie immer gute Freunde, noch bis kurz vor ihrem Tod. Dass sie in Zapotlán nicht gemocht wurden, hat nicht viel zu sagen, denn auch mich mochte man dort nicht, und meines Wissens war keiner von uns, die wir auf der Cuesta de las Comadres lebten, in Zapotlán gern gesehen. Das war schon immer so.

Andererseits vertrugen sich die Torricos auf der Cuesta de las Comadres auch nicht mit allen. Es kam oft zu Zwistigkeiten. Dazu muss gesagt werden, sie besaßen dort den Grund und Boden und die Häuser, die drauf standen, mit allem Drum und Herum, dabei war bei der Landverteilung der größte Teil der Cuesta de las Comadres uns sechzig, die wir dort lebten, zu gleichen Teilen zugesprochen worden, und ihnen, den Torricos, nur ein Stück Bergland, mit Agaven bewachsen, nichts mehr, aber fast alle Häuser lagen darauf verstreut. Dennoch gehörte die Cuesta de las Comadres den Torricos. Das Feld, das ich bearbeitete, gehörte ebenfalls den Torricos, Odilón und Remigio Torrico, und das gute Dutzend grüner Hügel, die man dort unten sah, gehörte ihnen gemeinsam. Es gab da nichts nachzuforschen. Alle Welt wusste, dass es so war.

Allerdings hatte sich die Cuesta de las Comadres von damals bis heute allmählich entvölkert. Von Zeit zu Zeit ging jemand fort; er überquerte das Viehgatter am hohen

Pfahl, verschwand zwischen den Steineichen und tauchte dann nie wieder auf. Sie gingen fort, das war alles.

Und auch ich hätte nicht übel Lust gehabt, mal nachzusehen, was es da weit hinter dem Berg gab, das keinen zurückkommen ließ; aber mir gefiel mein kleiner Grund auf der Cuesta, und außerdem war ich ein guter Freund der Torricos.

Der Acker, auf dem ich jedes Jahr wegen der Kolben ein wenig Mais aussäte, dazu ein wenig Bohnen, lag weiter oben, dort wo der Hang zu dieser Schlucht abfällt, bei der sogenannten Cabeza del Toro.

Es war kein schlechter Platz; aber sobald die Regenzeit einsetzte, wurde die Erde klebrig, und danach lagen harte, scharfe Steine dort verstreut, wie Stümpfe, die mit der Zeit zu wachsen schienen. Dennoch gedieh der Mais gut, und die Kolben, die er dort ansetzte, waren sehr süß. Die Torricos, die auf alles, was sie aßen, Tequesquite-Salz taten, brauchten es für meine Maiskolben nicht; nie haben sie versucht, oder auch nur davon gesprochen, Tequesquite auf meine Maiskolben zu streuen, die von der Cabeza del Toro kommen.

Wie auch immer, dies und das, und weil die grünen Hügel da unten besser waren, gingen unserem Flecken die Leute aus. Sie verschwanden nicht Richtung Zapotlán, sondern in diese andere Richtung, aus der so oft der Wind weht, erfüllt vom Duft der Steineichen und den Geräuschen des Bergwalds. Sie gingen schweigend fort, sagten nichts, legten sich mit keinem an. Sicherlich hätten sie sich nur zu gerne mit den Torricos angelegt, um sich für all das Übel schadlos zu halten, das die ihnen zugefügt hatten; aber es fehlte ihnen der Mumm.

Das wird es gewesen sein.

Jedenfalls ist auch nach dem Tod der Torricos niemand hierher zurückgekommen. Ich wartete. Aber keiner kehrte zurück. Erst habe ich mich noch um ihre Häuser gekümmert; ich habe die Dächer ausgebessert und die Löcher in den Wänden mit Ästen geflickt; als ich aber sah, dass die Rückkehrer auf sich warten ließen, gab ich es auf. Die Einzigsten, die sich nie verspäteten, waren die Platzregen zur Jahresmitte und diese Stürme im Februar, die einem immer wieder die Decke wegwehen. Hin und wieder kamen auch die Raben, flogen sehr tief und krächzten laut, als glaubten sie, an einem unbewohnten Ort zu sein.

Und so ging es weiter, auch nachdem die Torricos schon tot waren.

Von hier aus, wo ich jetzt sitze, war früher Zapotlán ganz deutlich zu sehen. Zu jeder Stunde, tags oder nachts, sah man in der Ferne dieses weiße Fleckchen Zapotlán. Aber jetzt sind die Larreas so dicht gewachsen und lassen rein gar nichts sehen, selbst wenn der Wind sie hin und her bewegt.

Ich erinnere mich an früher, als auch die Torricos herkamen und hier stundenlang hockten, bis es dunkel wurde, und nicht müde wurden, nach dort zu schauen, als ob dieser Ort sie auf Gedanken bringe oder die Lust wecke, mal wieder durch Zapotlán zu spazieren. Erst später erfuhr ich, dass sie nicht daran dachten. Sie wollten nur den Weg sehen: diese breite, sandige Straße, die man mit dem Blick von ihrem Anfang bis dahin verfolgen konnte, wo sie sich am Hügel der Media Luna zwischen den Okotefichten verlor.

Ich habe nie jemanden gekannt, dessen Sicht so weit

reichte wie die von Remigio Torrico. Er war einäugig. Aber das schwarze, halbgeschlossene Auge, das ihm geblieben war, schien die Dinge so nahe zu rücken, dass er sie fast in Reichweite hatte. Daher wusste er genau, was für Gestalten sich da auf der Straße bewegten. Wenn also sein Auge zufriedengestellt war, weil er den Blick auf jemanden heften konnte, standen die beiden von ihrem Ausguck auf und verschwanden für einige Zeit von der Cuesta de las Comadres.

Das waren die Tage, in denen hier bei uns alles anders war. Die Leute holten ihre Tiere aus den Berghöhlen, brachten sie in ihren Pferch und banden sie fest. So erfuhr man, dass es einjährige Schafe und Truthähne gab. Und es war gut zu sehen, wie viel Mais und gelbe Kalebassen morgens in den Höfen in der Sonne lagen. Der Wind, der über die Berge kam, war kälter als sonst; aber, wer weiß warum, alle sagten, das Wetter sei prächtig. Und im Morgengrauen hörte man, wie in jedem ruhigen Ort, die Hähne krähen, und das wirkte so, als habe auf der Cuesta de las Comadres immer Frieden geherrscht.

Dann kamen die Torricos zurück. Ihr Kommen kündigten sie bereits vor ihrer Ankunft an, denn ihre Hunde rannten plötzlich los und hörten nicht auf zu bellen, bis sie sie gefunden hatten. Und allein von dem Gebell her schätzten alle die Entfernung ein und aus welcher Richtung sie kommen würden. Nun hatten die Leute es eilig, ihre Sachen wieder zu verstecken.

Denn jedes Mal, wenn die verstorbenen Torricos zur Cuesta de las Comadres zurückkehrten, verbreiteten sie große Angst.

Aber ich hab nie Angst vor ihnen gehabt. Ich war gut

Freund mit beiden und wünschte mir manchmal, nicht ganz so alt zu sein, um bei ihren Unternehmungen mitmischen zu können. Doch ich taugte nicht mehr allzu viel. Das merkte ich in jener Nacht, als ich ihnen half, einen Maultiertreiber auszurauben. Da merkte ich, dass mir etwas fehlte. Als wäre mein Leben schon zu vernutzt für Zerreißproben. Das habe ich gemerkt.

Es war um die Mitte der Regenzeit, als die Torricos mich aufforderten, ihnen zur Hand zu gehen und etliche Sack Zucker zu holen. Ich war etwas erschrocken. Erstens, weil ein derartiges Unwetter niederging, dass einem das Wasser die Füße unterspülte. Und dann, weil ich nicht wusste, wo es hingehen sollte. Wie auch immer, damals sah ich das als Zeichen, dass ich nicht mehr für solche Abenteuer geschaffen war.

Die Torricos sagten mir, der Ort, zu dem wir sollten, sei nicht weit. »In etwa einer Viertelstunde sind wir da«, sagten sie. Als wir aber auf den Weg zur Media Luna bogen, wurde es dunkel, und als wir bei dem Maultiertreiber ankamen, war es schon tiefe Nacht.

Der Mann stand nicht auf, um nachzuschauen, wer da kam. Er hatte wohl auf die Torricos gewartet und wunderte sich nicht, uns kommen zu sehen. Das dachte ich. Doch die ganze Zeit über, in der wir die Säcke von hier nach da schleppten, bewegte er sich nicht, blieb im Gras versteckt liegen. Da sagte ich etwas zu den Torricos. Ich sagte:

»Der Kerl, der da liegt, scheint tot zu sein oder so was in der Art.«

»Nein, der schläft nur«, sagten sie mir. »Wir haben ihn als Wache dagelassen, aber er ist wohl vom Warten müde geworden und eingeschlafen.«

Ich ging hin und gab ihm einen Tritt in die Rippen, um ihn aufzuwecken; aber der Mann blieb genauso steif liegen.

»Der ist tot«, sagte ich.

»Nein, glaub das nicht, der ist nur etwas benommen, weil Odilón ihm eine Holzlatte auf den Kopf geschlagen hat, aber der steht dann wieder auf. Wirst schon sehen, sobald die Sonne rauskommt und er die schöne Wärme spürt, springt er auf und geht schnurstracks nach Hause. Jetzt nimm den Sack dort, und los geht's«, das war alles, was sie mir sagten.

Ganz zum Schluss gab ich dem Toten noch einen letzten Tritt, und das klang so, als hätte ich gegen einen trockenen Stamm getreten. Dann habe ich die Last geschultert und mich auf den Weg gemacht. Die Torricos folgten mir. Ich hörte sie eine ganze Weile singen, bis der Morgen dämmerte. Als es dämmerte, hörte ich sie nicht mehr. Der Wind, der kurz vor Morgengrauen so stark weht, trug ihre lauten Lieder fort, und ich wusste nicht, ob sie mir folgten, bis ich von allen Seiten das hetzende Bellen ihrer Hunde hörte.

So erfuhr ich, was die Torricos jeden Nachmittag auspähten, wenn sie vor meinem Haus an der Cuesta de las Comadres saßen.

Den Remigio Torrico habe ich getötet.

Damals gab es nur noch wenige Menschen auf den Höfen. Zuerst waren immer nur Einzelne fortgegangen, aber zuletzt verschwanden sie rudelweise. Sie nahmen die ersten Frostnächte zum Anlass und machten sich auf und davon. In den vergangenen Jahren hatte der Frost in einer einzigen Nacht die Aussaat vernichtet. Und so war es auch

dieses Jahr. Deshalb gingen sie fort. Bestimmt dachten sie, im nächsten Jahr würde es genauso kommen, und hatten wohl keine Lust, alle Jahre wieder die Not mit dem Wetter zu ertragen und die ganze Zeit über die Not mit den Torricos.

So war, als ich Remigio Torrico tötete, die Cuesta de las Comadres mitsamt den umliegenden Hügeln schon fast menschenleer.

Es geschah um den Oktober herum. Ich erinnere mich, damals war der Mond sehr groß und sehr hell, denn ich hatte mich vor mein Haus gesetzt, um das gute Licht des Mondes auszunutzen und einen zerlöcherten Sack zu flicken, als der Torrico auftauchte.

Er muss wohl besoffen gewesen sein. Als er sich vor mir aufpflanzte, schwankte er jedenfalls, sodass er das Mondlicht, das ich brauchte, mal verdeckte, mal wieder freigab.

»Es ist nicht gut, krumme Sachen zu machen«, sagte er nach einer ganzen Weile. »Ich mag die Dinge gerade, und wenn du das nicht magst, dann sieh zu, wie du damit zurechtkommst, denn ich bin hier, um sie geradezubiegen.«

Ich flickte weiter meinen Sack. Ich hatte meine Augen ganz auf das Stopfen der Löcher gerichtet, die Sacknadel kam gut voran, wenn sie vom Mondlicht beleuchtet wurde. Wahrscheinlich dachte er deshalb, dass ich das, was er sagte, nicht ernst nahm.

»Mit dir rede ich«, schrie er mich an, jetzt schon wütend geworden. »Du weißt genau, weshalb ich gekommen bin.«

Ich bekam ein wenig Angst, als er mir so nah kam und mich anbrüllte. Trotzdem bemühte ich mich, ihm ins Ge-

sicht zu sehen, um abzuschätzen, wie groß seine Wut war, und ich sah ihn weiter an, wie um zu fragen, weshalb er gekommen sei.

Das half. Bereits ruhiger, brachte er heraus, Leute wie mich müsse man überrumpeln.

»Mein Mund wird trocken, wenn ich, nach dem, was du getan hast, mit dir spreche«, sagte er zu mir; »aber mein Bruder war mir ebenso nah wie du, und nur deshalb bin ich hergekommen, ich will mal sehen, wie du das mit Odilóns Tod klarstellst.«

Nun hörte ich ihm gut zu. Ich legte den Sack beiseite, hörte ihn an und tat nichts anderes.

Mir wurde klar, dass er mich beschuldigte, seinen Bruder getötet zu haben. Aber ich war das nicht gewesen. Ich wusste, wer es gewesen war, und hätte es ihm auch gesagt, aber es sah nicht so aus, als ob er mich zu Wort kommen lassen würde, damit ich erzählen konnte, wie die Dinge sich verhielten.

»Zwischen Odilón und mir gab es oft Streit«, fuhr er fort. »Er war etwas schwer von Begriff, und er legte sich gerne mit allen an, aber das war's dann auch. Nach ein paar Schlägen beruhigte er sich wieder. Und deshalb will ich wissen, ob er irgendwas zu dir gesagt hat, ob er dir etwas wegnehmen wollte oder was sonst passiert ist. Es kann ja sein, dass er dich schlagen wollte und du ihm zugekommen bist. Irgend so was muss vorgefallen sein.«

Ich schüttelte den Kopf, das sollte Nein heißen, ich hatte nichts damit zu tun ...

»Hör mal«, herrschte mich der Torrico an, »Odilón hatte an dem Tag vierzehn Pesos in der Hemdtasche. Als ich ihn aufsammelte, habe ich ihn durchsucht und die vier-

zehn Pesos nicht gefunden. Gestern erfuhr ich dann, dass du dir eine Decke gekauft hast.«

Und das stimmte. Ich hatte mir eine Decke gekauft. Als ich merkte, dass die Kälte im Anmarsch war und mein Umhang schon ganz zerschlissen, hatte ich mich nach Zapotlán aufgemacht, um eine Decke zu besorgen. Dafür hatte ich aber meine zwei Böckchen verkaufen müssen, es waren also nicht die vierzehn Pesos von Odilón, mit denen ich die Decke erstanden hatte. Remigio konnte das selbst sehen, denn der Sack war nur deshalb voller Löcher, weil ich das kleinere Ziegenböckchen, das noch nicht so laufen konnte, wie es sollte, darin hatte tragen müssen.

»Merk dir ein für alle Mal, dass ich mich für das, was man Odilón angetan hat, rächen werde, wer auch immer ihn getötet hat. Und ich weiß, wer es war«, hörte ich ihn ganz dicht über meinem Kopf.

»Ich soll's also gewesen sein?«, fragte ich ihn.

»Wer sonst? Odilón und ich waren Halunken, alles, was du willst, und ich behaupte auch nicht, dass wir nie jemanden umgebracht haben; aber niemals für so wenig. Das muss dir klar sein.«

Der große Oktobermond fiel voll auf den Hof und warf Remigios langen Schatten an die Hausmauer. Ich sah, dass er sich auf einen Weißdorn zubewegte und nach der kurzen Machete griff, die ich immer dort ablegte. Dann sah ich, wie er mit der Machete in der Hand zurückkam.

Als er sich aber von mir wegbewegte, ließ das Mondlicht die Nadel aufglänzen, die ich in den Sack gespißt hatte. Und plötzlich, wer weiß warum, bekam ich ein großes Vertrauen zu dieser Nadel. Als Remigio dann neben mir war, zog ich die Nadel heraus und stieß sie ihm, ohne groß zu

warten, nah am Nabel in den Bauch. Ich stieß sie so weit hinein, wie es ging. Und ließ sie da stecken.

Langsam, langsam krümmte er sich, wie bei einer Kolik, er verkrampfte sich, bis nach und nach seine Knie nachgaben und er auf den Boden zu sitzen kam, starr vor Schreck, und Angst aus seinem Auge sprach.

Einen Augenblick lang schien es, als würde er sich aufrichten, um mir einen Hieb mit der Machete zu versetzen; aber das wollte er dann wohl doch nicht, oder er wusste nicht mehr, was tun, er ließ jedenfalls die Machete fallen und krümmte sich wieder. Nur das.

Dann sah ich, wie sein Blick traurig wurde, als fühle er sich plötzlich krank. Seit langem war ich nicht einem so traurigen Blick begegnet, und da überkam mich Mitleid. Also zog ich ihm die Sacknadel aus dem Nabel und stieß sie ihm weiter oben hinein, da, wo ich sein Herz vermutete. Und ja, dort war es auch, denn er zuckte nur noch zwei oder drei Mal wie ein geköpftes Huhn und blieb dann still liegen.

Er muss schon tot gewesen sein, als ich zu ihm sagte:

»Schau mal, Remigio, du musst schon entschuldigen, aber ich habe Odilón nicht getötet. Das waren die Alcaraces. Ich trieb mich da herum, als er starb, aber ich weiß noch genau, dass nicht ich ihn getötet habe. Sie waren es, die ganze Familie Alcaraz. Sie haben sich auf ihn gestürzt, und als ich merkte, was los war, lag Odilón schon im Sterben. Und weißt du, warum? Zunächst mal hätte Odilón nicht nach Zapotlán gehen sollen. Das weißt du. Früher oder später musste ihm an dem Ort etwas zustoßen, wo es so viele gab, die ihn nicht in guter Erinnerung hatten. Und die Alcaraces konnten ihn auch nicht leiden. Warum also

hat er sich mit ihnen angelegt? Das kann ich nicht wissen, und du kannst es auch nicht wissen.«

»Es kam ganz plötzlich. Ich hatte gerade meine Decke gekauft und war schon auf dem Rückweg, als dein Bruder einem der Alcaraces einen Schluck Mezcal ins Gesicht spuckte. Für ihn war es ein Spaß. Man sah, dass er es zum Jux gemacht hatte, er brachte auch alle zum Lachen. Aber sie waren allesamt betrunken. Odilón und die Alcaraces und alle anderen auch. Und plötzlich fielen sie ihn an, zogen ihre Messer, warfen sich auf ihn und vermöbelten ihn, bis von Odilón nichts Brauchbares mehr übrig blieb. Dabei ist er gestorben.«

»Du siehst, nicht ich habe ihn getötet. Ich möchte, dass dir das ganz klar ist: Ich hab mich da überhaupt nicht rein gemischt.«

Das sagte ich zu dem toten Remigio.

Der Mond war schon hinter die Steineichen gesunken, als ich mit dem leeren Erntekorb zur Cuesta de las Comadres zurückkam. Bevor ich den Korb wieder verwahrte, tauchte ich ihn ein paar Mal in den Bach, um das Blut abzuspülen. Ich brauchte den Korb oft und hatte keine Lust, ständig Remigios Blut sehen zu müssen.

Ich erinnere mich, dass dies im Oktober geschah, zur Zeit der Fiestas in Zapotlán. Und das sage ich, weil ich noch weiß, dass sie in Zapotlán Raketen zündeten und dass in der Gegend, wo ich Remigio abgeladen hatte, bei jedem Raketendonner ein großer Schwarm Aasgeier aufflog.

Daran erinnere ich mich.